



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 6.

Freitag, 8. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

„Nun gut. — Ich habe nun einige Fragen an Sie zu stellen, Herr Binerto, die mit dem heutigen Vorfall direkt im Zusammenhang stehen. — Sie waren doch wohl, wie immer, auch gestern in Ihrer Loge?“

„Jawohl.“

„Erinnern Sie sich, ob Herr von Prohaska gestern abend nach halb sechs Uhr ausgegangen ist?“

„Zu dienen, Herr Oberkommissar. Er ist nicht ausgegangen.“

„Aber Besuch hat er bekommen?“

„Jawohl. Das hat er. Gegen sechs Uhr kam eine junge Dame und später wird wohl auch ein junger Mann gekommen sein.“

„Herr Binerto“, sagte Wondra ernst, „die Antwort auf meine Frage ist hochwichtig. Unter Umständen hängt die ganze fernere Untersuchung des Falles Prohaska davon ab. Ich muß Sie daher schon bitten, sich zu dieser Frage etwas deutlicher und präziser zu äußern.“

„Also hören's an, Herr Oberkommissar. Gegen halb sechs ist die gnä Frau von oben ausgegangen.“

„Vardon. Sie meinen Frau Bergholzer, wenn ich recht verstehe.“

„Wohl, wohl, die mein ich. Sie hat den Hut aufgehoben und ging in der Richtung nach dem Corso weg. Wenige Minuten später ist die Mizzi, was das Ruchel-madel ist, kommen mit nem Brief in der Hand.“

„Herr Binerto“, hat sie lustig g'sagt, „i hab vom Alten über Zeit bekommen und geh jetzt meinen Schatz abholen.“

„Na, sag ich“, und deut lachend auf einen Brief, den's in der Hand halten tut, „wenn's jetzt erst schreiben, dann wird er aber heut abend nit mehr rechtzeitig kemma können.“ Da lacht die Mizzi. „Aber was denken's, der Brief is doch net für mein Giovanni, der is für den jungen gnä Herrn in Jaroslau. Er ist rekommandiert, der Brief, und i muß mi sputen, daß i noch schnell auf die Post komm.“ Da is die Mizzi gegangen.

Vielleicht fünf Minuten später geht die Haustür und eine junge, felse, große Dame betritt das Haus. Sie geht stolz an mir vorbei. Wenige Sekunden später hör ich sie an der Tür beim Herrn von Prohaska klingen. Ich war ein bißchen neugierig und hab die Ohren spitzt, hab aber nur bemerkt, daß Herr von Prohaska selbst geöffnet und die Dame einig'lassen hat.

„Sie haben die Stimme des Feldmarschalleutnants mit aller Bestimmtheit erkannt?“

„Ganz bestimmt. Er sprach einige begrüßende Worte in italienischer Sprache.“

„Kannten Sie die Dame?“

„Nur vom Ansehen, denn sie war am Sonntagvormittag schon mal hier g'wesen.“

„Und vorher haben Sie die Dame nie gesehen?“

„Vorher niemals.“

„Wie hat denn die Dame ausgesehen?“

„Genau, Herr Oberkommissar, hab ich ihr nie ins Gesicht schauen können. Bald sie durch die Haustüre einkommen is, war ihr Gesicht doch immer im Schatten,

und beim Treppensteigen hab ich sie nur von hinten beobachtet können.“

„Nun, beim Verlassen der Wohnung mußte sie aber doch wieder an Ihrer Loge vorbei?“

„Das ist eh richtig, Herr Oberkommissar, aber ich war zufällig nie da, wenn die Dame fortgegangen is.“

„Hat denn das Haus einen zweiten Ausgang?“

„Nein“, sagte Binerto. „Aber am Sonntagfrüh bin ich in die Kirchen gegangen, kurz nachdem die Dame kommen is, und als ich zurückkam, war sie wahrscheinlich schon wieder weg.“

„Nun, und gestern abend?“

„Ja, gestern abend“, wiederholte Binerto zögernd, „ist sie, wie g'sagt, gegen sechs Uhr kommen. Bis acht Uhr bin ich in meiner Loge g'essen und dann zum Nachtmahl aufgegangen. Um halb neun bin ich wieder ab gekommen und Punkt neun hab ich das Haus zug'sperrt. Aber fortgehen hab ich die Dame nit gesehn.“

„Wie ich aus Ihrer Äußerung schließe, mutmaßen Sie, daß die Dame in der halben Stunde, während welcher Sie beim Essen waren, also zwischen acht und einhalbneun Uhr das Haus verlassen hat.“

„Jawohl, Herr Oberkommissar, das muß so g'wesen sein.“

„Es gibt aber auch noch andere Möglichkeiten, Herr Binerto. So kann die Dame mit einem Schlüssel, den ihr Herr von Prohaska gegeben hat, später selbst aufgesperrt haben oder, was auch möglich ist, Herr von Prohaska hat ihr nach neun Uhr selbst das Haus aufgeschlossen.“

„Jawohl, das ist auch möglich, gab Binerto zögernd zu.“

„Können Sie das Äußere der Frau genauer beschreiben?“

„Jawohl, so ziemlich. Sie war groß und schlank, hatte wahrscheinlich schwarze Haare und trug nen weißen dichten Schleier. Daher konnt ich das Gesicht nit untersuchen. Sie hatt' ne schlank, biegsame Figur, und war felse, sehr felse angezogen. Ich halt sie für ne Italienerin.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Mein Gott, Herr Oberkommissar. So etwas sieht man doch. Ne Deutsche kleidet sich anders. — Außerdem hab ich ganz deutlich g'hört, daß Herr von Prohaska Italienisch mit ihr g'sprochen hat, wie er ihr die Vorplatztür auf'sperrt hat.“

„Sie haben natürlich keine Ahnung, wer die Dame sein könnte, und was Sie bei Herrn von Prohaska gewollt hat?“

Binerto schüttelte zögernd den Kopf, konnte aber trotz des Ernstes der Lage ein leises, etwas mokantes Lächeln nicht ganz unterdrücken, was dem Polizeibeamten natürlich nicht entging.

„Nun, so reden Sie doch. Was soll das Lächeln bedeuten?“

„Ich will nix g'sagt haben, Herr Oberkommissar“, erwiderte Binerto langsam. „Was die Dame beim Herrn Feldmarschalleutnant g'wollt hat, ann ich beim besten Willen nit Bestimmtheit nit wissen, aber — man hat doch schließlich so seine Gedanken.“

„Ich verstehe Sie nicht. Hier müssen Sie schon deutlicher reden. Auf Rätseln bin ich doch nicht geübt.“

Binerto kratzte sich den Kopf.

„Schauen's, Herr Oberkommissar. Der Herr von Prohaska war gewiß kein Jüngling mehr, er hatte schon mehr als sechzig Jahre auf dem Buckel, aber mancher hat mit siebzig Jahren noch ein jüngeres Herz als ein anderer mit vierzig Jahren.“

„Aha!“ sagte Wondra. „Ich glaube zu verstehen. Sie wollen wohl zum Ausdruck bringen, daß Sie hinter dem Besuch der Frau ein galantes Abenteuer vermuten?“

„Jawohl, so etwas Ähnliches hab i wohl sag'n wollen.“

„Hm“, machte Wondra. „Haben Sie Beweise für diese Behauptung? Hat Herr von Prohaska einen un-
sittlichen oder unmoralischen Lebenswandel geführt?“

„Aber na! Herr Oberkommissar. Das hab i natürlich grad nit sag'n wollen. Unmoralisch ist zuviel g'sagt. Er war trotz seines Alters noch ein fester Herr, immer tadellos, manchmal sogar a bisserl gligerhaft gekleidet. Daß er die Frauen noch gern g'sehen hat, mag sicher sein. Aber unmoralisch? Na, das war er eh net g'wesen. Mein Gott! Niemand konnt's ihm schließlich verübeln, wenn er ab und zu mal gern a junges, feisches Mädel abbussert hat. Er war seit langen Jahren Witwer und keinem Menschen Rechenschaft schuldig.“

Wondra schüttelte ernst den Kopf.

„Ihre Angaben, Herr Binerto, sind zu allgemein. Ich muß Sie schon bitten, sich ein wenig bestimmter ausdrücken zu wollen. Haben Sie die Beobachtung gemacht, daß Herr von Prohaska öfters Damenbesuch empfangen hat?“

„Damenbesuch?“ wiederholte Binerto zögernd, „hat er in seiner Wohnung, mit meinem Wissen, eigentlich nie empfangen, bis auf Sonntag und gestern. Aber daß er so a kläns Verhältnis mit ner Tänzerin oder Theaterdame unterhalten haben soll, wird allgemein erzählt.“

„Bestimmtes wissen Sie aber nicht?“

„Nein. Es wird halt so viel g'sprochen. Gar so groß ist Triest nit, und der Herr Feldmarschalleutnant Ritter von Prohaska war halt doch a zu bekannte Persönlichkeit. Man hat mancherlei getuschelt. Nichts Unehrenhaftes, — beileibe nit. — Er soll a Verhältnis g'habt hab'n mit ner Tänzerin vom Teatro Alfieri oder Teatro Fenice, vielleicht auch zwei. Aber was an der Rederei wahr ist, und was nit, das weiß i net, Herr Oberkommissar.“

„Sie hatten aber das Empfinden, daß die Dame, die gestern kam, so eine Art von — sagen wir mal Verhältnis — des alten Herrn sein mußte.“

„Offen gestanden, ja, Herr Oberkommissar. Das hab i denkt.“

„Auf welche Tatsachen stützen sich Ihre dahingehenden Vermutungen?“

„Na, erstens hat die Dame doch so a bisserl nach Theater ausg'schaut. Sie war a bisserl zu feisch und stark parfümiert. Und dann, nun mir ist's ausgefallen, daß die gnä Frau um halb sechs weggangen ist, und a paar Minuten später hat der Herr Feldmarschalleutnant auch noch die Mizzi aus dem Haus g'schafft. Da hab i mir die Sachen dann so zusammengereimt, daß er hat allein sein wollen, um bei dem Stellbichein mit der Dame nit gestört zu werden.“

Kommissar Wondra schwieg und warf seinem Wachmeister, der sich ruhig Notizen machte, einen kurzen Blick zu.

„Das alte „cherchez la femme““, sagte er leise.

„Befehlen, Herr Oberkommissar?“ fragte der Wachmeister, denn er hatte den Sinn der französischen Worte natürlich nicht verstanden.

„Haben Sie das alles notiert?“ fragte Wondra.

„Jawohl, Herr Oberkommissar.“

Wondra spielte mit seiner Uhrkette. „Wieweit die Annahme des Herrn Binerto, ein galantes Abenteuer betreffend, richtig ist“, sagte er, „muß die weitere Untersuchung ergeben. Sie hat manche Wahrscheinlichkeit für

sich. — Noch etwas, Herr Binerto. Sie haben das Äußere der Frau ziemlich genau beschrieben; erinnern Sie sich auch der Kleidung, des Hutes usw.“

„Ja“, sagte Binerto, „so ziemlich. Sie hat ein dunkelblaues oder schwarzes Kostüm g'tragen, aus weichem Seidenstoff, schwarze Lackstiefel mit ganz hohen Absätzen, und ein kleines, auch blaues oder schwarzes Hüterl, mit weichem, dichten Schleier.“

„Hat sie einen etwas auffallenden, um nicht zu sagen unsoliden, kokottenmäßigen Eindruck gemacht?“

„Nein, das eigentlich nicht“, antwortete Binerto langsam. „Sie war feisch, sehr feisch, vielleicht a bisserl zu sehr, aber kokotten, das heißt wohl dirnenmäßig, hat sie nit ausg'schaut. Das konnt i mit dem besten Willen nit behaupten. A bisserl arg parfümiert war sie halt, aber mein Gott, das lieben die Italienerinnen ja so sehr, und a Italienerin ist sie bestimmt g'wesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau des Räuberhauptmanns

Von H. v. Köller.

Inmitten des dichten Urwalds, der die Höhenzüge des Tirnowoer Balkans bedeckt, liegt das Dorf Suleimantieu. Auf neun nahe zusammenliegenden Hügeln befinden sich die neun Gehöfte, aus denen der Ort besteht. Sie sind umgeben von mächtigen Laub- und Nadelbäumen, die ihre Kronen vereinigen über den undringlichen Schlingpflanzen und Lorbeersträuchern, die den steinigen Boden bedecken. Der Zugang ist nur dem ganz Ortskundigen möglich. Jedes Gehöft bildet eine kleine Burg, umfriedet mit einem hohen Bretterzaun. Die Gebäude sind halbzerfallen und nur notdürftig ausgebessert. Ganz Suleimantieu ist ein verächtliches Räuberneß. Alle männlichen Einwohner gehören der Bande des mächtigen Räuberhauptmanns Ahmed Effendi an. Er ist seit Jahren der Schrecken der ganzen Gegend. Unter türkischer Herrschaft hat man ihn schalten und walten lassen. Ahmed bewohnt das größte und stärkste Gehöft auf dem steilsten Hügel. Er ist ein finsterner Mann mit roten Zügen und lebhaften, stehenden Augen. Er trägt die Rube des Allmächtigen zur Schau, des Herrn über Leben und Tod seiner Mitmenschen. Ahmed hat ein hübsches junges Weib, trotzdem er selbst schon ein Fünfsziger ist. Seine älteren Frauen hatte er davongejagt, um die junge, schöne Aischah heimzuführen.

Nach dem russisch-türkischen Kriege, als das Fürstentum Bulgarien entstanden war, wurde es die Aufgabe der neuen kaiserlichen Regierung, dem Räuberunwesen im Lande ein Ende zu machen, und in allen von Räuberbanden heimgesuchten Gegenden wurde durch bulgarisches Militär ein Kampf auf Leben und Tod gegen die mächtigen Räuberbanden geführt. Viele von ihnen streckten von selbst die Waffen, aber manch alter Räuberhauptmann nahm mit seinen Getreuen den Kampf an. Zu solchen gehörte Ahmed Effendi in Suleimantieu.

Es war im August des Jahres 1882, als auch die Gegend um Tirnowo von den Räubern geäußert werden sollte. Ahmed hatte durch seine Spione sofort erfahren, daß in seinen Machtbezirk eine Schwadron Kavallerie entsandt worden war. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, setzte sein blutiges Handwerk fort und rechnete damit, daß sein Felsenneß unerreicht sei. Die einzige Sorge, die ihn quälte, war die um sein junges Weib. Bevor er zu seinem letzten Unternehmen auszog, hatte er einen alten Bewohner von Suleimantieu zum Hüter der zurückbleibenden Frauen eingeweiht, die auf seine Anordnung sich jeden Abend bei Aischah versammeln sollten, bis er zurückkehrte.

Dieser Streifzug der Räuberbande von Suleimantieu fiel in die Tage, in denen auch meine Schwadron den Befehl erhalten hatte, den Räuberhauptmann mit seiner Bande in Suleimantieu auszuheben. Trotzdem ich den Überfall auf Suleimantieu ganz im geheimen und mit größter Vorsicht vorbereitet hatte, war doch Ahmed von seinen Spionen augenscheinlich benachrichtigt worden, denn wie ich später feststellte, war er während der zwei Tage, die meine Expedition in Anspruch nahm, stets in meiner Nähe gewesen.

Es war ein außerordentlich beschwerlicher Marsch, für Kavallerie eigentlich ganz unsinnig, den ich auf Suleimantieu durch das Dickicht des Urwaldes unternahm. Mit meinen etwa 40 Mann, die ich mitgenommen hatte, gelangte ich gegen Sonnenuntergang erst in die Nähe von Suleimantieu. Hier griff ich einen alten Türken auf, den ich mit vorgehaltenem Revolver zwang, mich zu orientieren. Ich erfuhr, daß das Gehöft Ahmeds auf steilem Hügel liegt und mit einem außerordentlich festen, hohen Bretterzaun um-

geben sei, von dem aus Ahmed sich zum mindesten längere Zeit gegen jeden Angreifer halten konnte. Ich rückte nun noch einige Kilometer vor und fand eine kleine Waldwiese, auf der ich zu bivaktieren beschloß. Von hier aus konnte ich bereits den Hügel sowie den Dachstuhl des Ahmedschen Besitzes sehen. Ich wartete nun vollständige Dunkelheit ab und unternahm dann mit einem anderen Offizier und einem der türkischen Sprache mächtigen Unteroffizier eine Schleichpatrouille gegen den Sitz des Räuberhauptmanns, um meine Dispositionen für den Angriff in der Morgenfrühe treffen zu können. Es war ein unbeschreiblich mühsamer Weg, den wir den Berg hinauf zurücklegen mußten. Gesicht und Hände zerkrakten uns die Dornen der Schlingengewächse, bis wir endlich oben waren. Durch die Ritzen des Bretterzauns gewahrte ich im oberen Stockwerk eines größeren Gebäudes ein Licht. Es kam aus einem Zimmer, in dem sich, nach den Schatten am Fenster zu urteilen, mehrere Personen bewegten. Ahmed Effendi schien also zu Hause zu sein und Gäste bei sich zu haben. Wir umschlichen das Gehöft und fanden auch den Torweg, der den Eingang bildete. Hier kauerten wir uns nieder und versuchten zu beobachten, was da drinnen vorgehen würde. Da kam von außen ein alter Mann direkt auf das Hoftor zu. Ich sprang auf, hielt ihm den Revolver entgegen und befahl ihm zu halten. Da hustete der Mann ungewöhnlich laut. In demselben Moment ertösch oben das Licht. Es war also dieser Husten ein Signal gewesen, daß Gefahr im Anzug sei. Nun mußten wir gewärtig sein, daß Ahmed mit seiner Bande aus dem Gehöft heraus sich auf uns stürzen würde. Wir machten uns kampfbereit. Es geschah indessen nichts. So unheimlich dies auch war, wollten wir uns selbst überzeugen, was in diesem Gehöft getrieben wurde. Mit vereinter Kraft gelang es uns, die kleine Tür im Hoftor aufzuklopfen. Wir sahen vor uns ein langgestrecktes Gebäude, dessen unterer Teil augenscheinlich Viehställe waren, darüber menschliche Wohnungen. Eine kleine hölzerne Freitreppe führte nach dem oberen Stockwerk. Diese Treppe stürmten wir hinauf und befanden uns auf einer hölzernen Galerie, auf die mehrere Türen mündeten. Die Tür zu dem Gemach, in dem wir das Licht beobachtet hatten, stießen wir ein und sprangen mit vorgestrecktem Revolver mitten in das kleine Zimmer. Wir erwarteten nun einen letzten Kampf auf Leben und Tod im Dunkeln. Aber alles blieb still, nur leuchtender Atem von mehreren Personen war hörbar. Nun befahl ich dem Unteroffizier, Licht zu machen. Er riß ein Bündel Holz an und zündete das vorhin brennende Licht wieder an. Ein sonderbarer Anblick wurde uns zu teil. An den vier Wänden des kahlen Zimmers hockten vierzehn verummte Gestalten. Ich befahl diesen, sich sofort zu entschleiern. Sie blieben unbeweglich und ich mußte selbst Hand anlegen, indem ich der ersten Gestalt das sie verhüllende schwarze Tuch herunterriß. Aber, was war das? Ein Weib! Und nacheinander entschleierten wir vierzehn türkische Frauen, die angstvoll gitternd laut weinten. Da trat der alte Türke herein und sagte: „Verzeih'n die Herren! Diese unglücklichen Weiber sind die Frauen der Mitglieder der Ahmedschen Bande. Ihre Männer sind seit vier Tagen fort und jeden Abend sitzen sie hier und warten angstvoll auf Nachricht von ihren Männern.“ Da fragte ich: „Wer ist die Frau Ahmeds?“ Ein junges hübsches Weib warf sich mir zu Füßen und rief weinend: „Ben, ben, Effendi! („Ich, ich, mein Herr!“) Ich stehe um Gnade, nicht für mich, aber für meinen Mann Ahmed!“ Ich konnte der Unglücklichen darauf nichts erwidern, denn wenn er gefaßt wurde, so war ihm der Tod durch den Strang sicher. Und noch in derselben Nacht fingen wir Ahmed mit seiner Bande ab. Sie wurden alle dem Kriegsgericht in Tirnowo überliefert und zum Tode am Galgen verurteilt.

Die junge hübsche Frau Aisch und ihre Leidensgenossinnen warteten weiter in Suleimankien auf ihre Männer.

Schwan.

Von Dehder Kosztolanyi.

Ich veröffentliche hier etliche Aufzeichnungen über meinen Hund namens „Schwan“.

Einige nähere Daten: Er ist ein ungarischer Schäferhund, weiß, eine Rüde. Er bellt mit Baritonstimme. Zählt drei Jahre, steht also im besten Mannesalter.

Er ist kerngesund, doch bedauere ich ihn unentwegt.

Vor allem ist er kurzichtig, wie jeder Hund. Sodann leidet er an hartnäckiger Schlaflosigkeit. Schließt immer nur für fünf Minuten die Augen, kein aufgewachtes aufgeschrecktes Nervensystem lautst. horcht unablässig, ahnt Böses, ist voll Verdacht; er leidet an Verfolgungswahn und ist Tag und Nacht im Dienst.

Jene, die Hunde für gemüthliche Tiere halten, mögen bedenken, daß ein leelisch derart veranlagter Mensch längst in ein Sanatorium gesteckt worden wäre.

Seine Intelligenz mag in der Hundegesellschaft der eines Bauern entsprechen. Er hat also einen natürlichen Verstand, macht zutreffende Bemerkungen, hängt an der Erde, die ihm gehört, ist treu, redlich, und außerdem ist er zorn. Ja, so gar auferst gern. Ist lage ich ihm, er fresse wie ein Tier.

Es gibt auch kompliziertere Hundeseelen. Der Jagdhund mit seinem Selbstbewußtsein und seiner Freundlichkeit entspricht der Mittelschicht der Wolfshunde aber, der den Kopf hochträgt, alles weiß und sieht, gleicht einem im öffentlichen Leben stehenden, sehr korrekten Aristokraten von matellosem Charakter. Wolfshunde duellieren sich sicherlich sogar.

Aber ich liebe sie trotzdem.

„Schwan“ wurde hier in seiner Umgebung zum Großhändler. Einen seiner Zwillingbrüder verlehnte ich in die Provinz; dieser wurde auf die Heide verbracht und dort erzogen. Was für ein anderer Hund ist aus dem geworden! Er rast wild durch den Garten, fliehet die Zähne beißt die Bauernkinder. Ist hier ein Ur-Hund.

„Schwan“ aber lebt im Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität. So oft die elektrische Klingel am Tor tönt, bellt er. In seinem logischen Gehirn stellt er mit Hilfe des Syllogismus fest, daß fremde Menschen zu klingeln pflegen, und er identifiziert das Klingeln mit der Gefahr. Wenn also die Klingel bellt so bellt auch er. Er verläßt sich auf die Klingel, die ihm gegenüber einen niedrigeren Aushilfsdienst verrichtet, wie etwa in Bezug auf den ersten Portier der zweite Portier. Er bellt auch, wenn ich um ein Glas Wasser klinge. Wenn hingegen jemand ohne zu klingeln eintritt, bellt er nicht. Er ist sehr redlich. Glaubt nicht, daß die Menschen etwas Böses im Schilde führen könnten. Ist der Ansicht, die Menschen seien eben so anständige Kerle wie die Hunde.

Ich bitte jene geehrten Herren Einbrecher, die mir ihren Besuch abzustatten gedenken, die Freundlichkeit zu haben, vorher zu klingeln.

Aber auf einige Leute ist „Schwan“ doch schlecht zu sprechen: harmlose Passanten, an denen ich nichts Besonderes bemerke. Diese bellt er Tag für Tag konstant an. Seinem Protest wohnt eine tiefe Überzeugung inne. Offenbar gefällt ihm das Gesicht dieser Leute nicht. De gustibus non est disputandum.

Seinem Vellen eignet ein bestimmter Rhythmus. Insbesondere das Ende ist amüsan. Der Gegenstand seines Zornes hat sich bereits entfernt, doch scheint „Schwan“ in Folge des Mechanischen der Ausdauer nicht aufhören zu können, er schläft nach dem Wutausbruch noch einige Mal, als Draufgabe nur ganz nebenbei, bei weitem nicht mehr so leidenschaftlich wie vorher, aber mit außerordentlicher Sorgfalt. Wahrscheinlich erfordert dies die Abgerundetheit des Stils, sein Schönheitsgefühl, sein künstlerisches Gewissen, das mit einem Schwna das Vellen beendet wie der Schriftsteller den Satz.

So oft ich dies höre, lache ich auf. Er aber tröstet sich belächelt weiter, weil ich kein Verhaltungsgeheimnis entdeckt habe.

Ich suchte ihm lange eine Gattin. Ein begeisterter Hundezüchter meldete sich bei mir; er selbst hatte wohl keinen weiblichen ungarischen Schäferhund, empfahl mir aber einen. „Der Ministerialrat X. besitzt einen“, sagte er.

„Aber der arme X. ist doch voriges Jahr gestorben“, antwortete ich.

„Nur nichts“, meinte der Hundezüchter. „Der Hund lebt wahrscheinlich noch.“

Da erkannte ich, was ein echter Hundezüchter ist.

Ich selbst halte noch nicht so weit verbringe aber viel Zeit mit „Schwan“. Ich sehe ihm zu, was er treibt, staune darüber, daß er nichts tut. Er steht, sitzt, liegt, und dann steht er wieder, sitzt, liegt. Seine Hauptbeschäftigung besteht darin, daß er ist. Inzwischen vergeht sein Leben. Und das meine? Und das unsere? Tun wir nicht so arobartial. Gehen wir zu ihm in die Schule der Demut!

In den Minuten, Viertelstunden der Versonnenheit, wenn wir, ich und mein Sohn ihn betrachten mit alledem Interesse, sagen wir nichts, doch mag ein Gedanke in unseren Köpfen sich tummeln, so seine Nuancen der Ahnungen und Gefühle, tiefe Gedichte, die sofort entwinden, sobald wir sie in Worte fassen wollen. Es mag von ungefähr der Gedanke sein: Warum sind wir auf der Welt?

Einmal wurde „Schwan“ telephonisch zu einer Hundesaustellung eingeladen. Man kannte bereits seinen Namen. Meinen dagegen nicht genau. Ich mußte Namen und Beruf des „Besizers“ angeben. Damals erfuhr ich, daß ich in einer gewissen Relation nur ein „Besitzer“ bin. Meins Elternteil aber bekam eine gute Pektion. Es gibt Leute, die „Schwans“ literarisches Wirken besser kennen als das meine. Auf der Ausstellung ließ er den ganzen Tag den Kopf hängen. Als ich ihn am Nachmittag besuchte, freute er sich über mich nicht wie sonst, blickte mich vorwurfsvoll an, warum ich ihn denn hierher gebracht habe, warum ich einen solchen Schadenbringer mit ihm treibe. Er war verwirrt, rana mit Lampenfieber und ist ganz bestimmt auch erötet. Doch konnte man dies nicht sehen, denn sein schönes Gesicht ist von weitem Haar bedeckt.

Überhaupt: das öffentliche Auftreten ist nicht sein Fall. Ich weiß, daß er mir auch diese Klasse niemals zeigen wird.

* „Aus einer alten Handwerksburgen-Mappe“. Eine Geschichte von Heimat, Werden und Wirken. Von S. Lange. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Es ist die Geschichte eines Werdenden in einer werdenden Welt. Einfach und warm schildert Lange die Heimatjahre in der Lüneburger Heide. Als Hülfe ist er bei Wind und Wetter draußen. Aus der Unendlichkeit der Landschaft wächst das Sehnen des Menschen nach der Weite. So treibt es ihn nach Beendigung seiner Lehrzeit als Drechsler hinaus in die Welt, auf die Wanderschaft. Mit merkwürdigen Menschen kommt er in Berührung, mit Kunden und Meistern, Kunstschülern und Travassanten, aber immer bleibt er sich selber treu. Ein Lebensweg von seltener Geschlossenheit tritt uns hier entgegen. Der Wille ist stark, die Verhältnisse sind oft stärker, aber immer bleibt der Schwimmer oben im Strome des Lebens. Ein warmes Herz und feiner Humor helfen ihm über alles hinweg.

* Claude Anet: „Lydia Sergiejewna“. Roman. Autorisierte Übertragung aus dem Französischen von Georg Schwarz. Mit einem Vorwort von Grete Urbanitzky. (C. Weller u. Co., Verlag, Leipzig.) Wer Ariane lieb gewonnen hat — und das sind alle, die diesen ersten ins Deutsche überetzten Roman Anets gelesen haben — wird auch Lydia, diese entzückende Tochter eines russischen Aristokraten, lieb gewinnen. Dieser neue Roman von Claude Anet entwickelt aus eigenem Erleben und in meisterhafter, tendenzloser Darstellung die Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft von Petersburg unter dem Druck der russischen Revolution. Es ist der Roman der russischen Seele mit all ihrer Passivität, mit ihren Impulsen und Verlockungen, die Unordnung und Anarchie ihr bieten — es ist der Roman der unergründlichen russischen Frau. — Claude Anet ist übrigens das Pseudonym, unter dem der Schweizer Jean Schopfer aus dem Kanton Waadt seine Werke in französischer Sprache, seiner Muttersprache, erscheinen läßt. Der Autor lebt jetzt ständig in Paris und war während des Krieges als Korrespondent einer Pariser Zeitung in Rußland tätig. Es gelang ihm, dort auch während der Revolution trotz aller Gefahren und Verfolgungen auszuharren. Mit bewundernswürdiger Objektivität hat er später in einem vierbändigen historischen Werke seine Eindrücke über die Umwälzung in Rußland aufgezeichnet. Die künstlerische Gestaltung dieses ungeheuren Erlebens, dessen Zeuge der Dichter war, ist das obige Buch, die Überetzung seines Romans „Quand la terre trembla“.

* Giovanni Papini: „Ein fertiger Mensch“. Ein Bekenntnisroman. (Allgemeine Verlagsanstalt München.) Das erschütternde Dokument einer einsamen und wilden Jugend. Nie wurde eine stärkere Beichte des suchenden und schaffenden Menschen geschrieben. Mit unerhörtem Schwung berichtet Papini von Wünschen und Enttäuschungen, von den Hoffnungen und dem Niederbruch eines Menschen, der alles sein wollte und nichts erreichte. Es ist nicht nur die Selbstbiographie des Verfassers, sondern ein spannender Roman, in dem das Streben und Ringen der ganzen Generation unserer Zeit dargestellt wird. Es ist der Kampf des intellektuellen Menschen mit dem Wissen der Jahrtausende, der Versuch, in übermenschlicher Größe geistig die Welt zu beherrschen, ein Versuch, der an seiner inneren Unmöglichkeit scheitern muß. Mit äußerster Selbstverleugnung schildert er die Entwicklung seiner Seele.

* H. Dupuy-Mazuel: „Das Mirakel der Wölfe“. Übersetzt von A. Collin. (Kurt Ehrlich Verlag, Berlin SW 61.) Der Roman, dessen Verfilmung einer der größten Welterfolge gewesen ist, führt mitten hinein in die wilden Kämpfe Louis VII. von Frankreich mit seinem Vetter, Karl dem Kühnen von Burgund. Eine entzückende Liebesgeschichte der Halbpolin Jeanne Fouquet, Louis Tochter, und dem Mischbruder Karl des Kühnen entspinnt sich inmitten der furiosen Handlung. Das berühmte „Mirakel der Wölfe“ errettet schließlich Jeanne aus höchster Gefahr.

* Tschajkowsky. Von Max Steiniker. (Verlag von B. Reclam jun., Leipzig.) Als 38 Bändchen der „Musiker-Biographien“ erschien diese Biographie Tschajkowskys, für den ja in Deutschland stets lebhaftes Interesse gewesen ist. Seine Klavierstücke und Lieder, sein Klavier- und Violinkonzert, das große „Klavier-Trio“ und vor allem die Sinfonien und sinfonischen Dichtungen erfreuen sich noch immer großer Beliebtheit. Nicht nur der Komponist, auch der Mensch Tschajkowsky fand in Max Steiniker einen berufenen Chronisten. Genaue Kenntnis der Tschajkowskyschen Werke sowie ein fein-psychologisches Einfühlungsver-

mögen befähigten Steiniker, das Schaffen des russischen Tonbilders im Zusammenhang mit dessen eigenartigem Seelen- und Triebleben in der rechten Weise zu beleuchten.

* Dr. Oskar Döring: „Bodo Ehardt, ein deutscher Baumeister“. (Burgverlag Berlin-Grünwald.) In sehr gediegener und geschmackvoller Ausstattung erscheint zum erstenmal ein reich illustriertes Werk über einen Künstler, der während der Regierung Kaiser Wilhelms II. viel von sich reden machte, aber auch scharfen Anfeindungen ausgesetzt war. Mancher wird vielleicht glauben, daß dieses Prachtwerk mit seinen Abbildungen restaurierter Burgen und seinem ganzen romantischen Rittergeräusel ein wenig post festum läme. Bahnhofsallen, Fabriken, sachlich angelegte Wohnhäuser und Hochbauten sind uns heute wichtigere Aufgaben als die historisch echte Wiederherstellung der Hohkönigsburg oder der Feste Coburg. Rückwärts schauende Romantik ist immer Fälschung des Zeitgeistes, und Bodo Ehardt hat auch bei selbständigen Entwürfen keinen Versuch gemacht, über die traditionellen Stileformen hinauszukommen. Mehr als der Künstler interessiert der Forscher Ehardt, und sein Name wird als der eines hervorragenden Kenners des Burgenwesens stets mit Anerkennung genannt werden müssen. Besonders wertvoll ist sein Buch über die Burgen Italiens. Eine Reihe Ehardtscher Zeichnungen nach — glücklicherweise nicht ausgebauten — Ruinen verrät eine flotte Künstlerhand. Die dem Buche objektivweise angefügten Karikaturen aus Witzblättern bringen die einzige kritische Note in dem Lobgesang des Verfassers.

* „Handbuch der englischen Grammatik“. Von Prof. Dr. M. Deutschbein. Prof. Dr. H. Nutschmann und Studienrätin Dr. E. Eider. 280 Seiten. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Für den englischen Unterricht ist in dem vorliegenden Werke ein vortreffliches Handbuch erschienen, das dem Lehrer eine theoretisch-wissenschaftliche Orientierung und zugleich eine Vorbereitung für den praktischen Unterricht gibt. Es macht die neuesten Ergebnisse der Sprachwissenschaft für die Schule nutzbar. Professor Nutschmann schrieb die theoretische und praktische Darstellung der Phonetik. Professor Deutschbein die wissenschaftliche Grundlegung der Satzlehre, Studienrätin Dr. Eider die praktische Darbietung der Satzlehre für den Unterricht.

* „Der Goldwert der Papiermark für die Jahre 1918 bis 1923“. Die Umrechnung der Papiermarkbeträge von Nachkriegshypothesen in Goldmark erfordert eine recht umständliche und zeitraubende Arbeit. Aus der soeben erschienenen Broschüre „Der Goldwert der Papiermark für die Jahre 1918 bis 1923“ ist sofort jeder Goldmark- und 25proz. Aufwertungsbetrag von nach den im Aufwertungsgesetz vom 16. Juli 1925 festgesetzten Maßzahlen abzulesen. (Verlag „Die Aufwertung“ Berlin W. 57.)

* „Zum deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“. Von R. Hildebrand. Neu herausgegeben von Studiendirektor Professor W. Oppermann. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Dem eigentlichen Werk voraus geht eine wertvolle biographische Einleitung aus der Feder des Herausgebers. Abgeschlossen wird es durch ein Verzeichnis neuerer Schriften über die deutsche Sprache, die Hildebrands Ziele verfolgen. Die vorliegende wohlfeile Ausgabe ist besonders geeignet, das Buch des unvergessenen Sprachmeisters weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

* Fred Relius: „Brunst“. Ein „Weiber-Virch“. Roman. (Verlag von Grunow u. Co., Leipzig.) Ein lebenswarmes, von pochendem Blutstrom durchpulsstes Buch. Der Kampf des vornehmen ehrenstolzen Mannes gegen den über-schäumenden Urtrieb . . . gegen zerfetzende Sinnlichkeit . . . gegen lästerliche Phantasie. Ein heißes Thema — dezent und mit Geschick gefaßt. Allen denen, die Gesellschaftsschilderung lieben . . . deren Herz nach Jagd und Reiten steht, sei es ganz besonders warm empfohlen.

* „Das große Buch der Patienten“. Enthaltend über 100 Patience-Spiele und einige leichtere Kartenspiele. Mit Illustrationen von Willy Hermann. (Hugo Steinis Verlag, Berlin W. 35.) Die Spiele sind klar und faßlich erklärt, so daß jeder, der das Patiencelegen erlernen möchte, oder als wohlbekannte Kunst liebt und übt, das Werk als willkommene Gabe begrüßen wird.

* „Neues medizinisches Fremdwörterbuch für Schwestern, Samariter, Krankenpfleger, Krankenschwestern, Heilgehilfen und Laien“ von Dr. med. Wilh. Kühn. (Verlag Krüger u. Co., Leipzig.) Das Werk soll dem Nicht-mediziner eine Brücke zum Verständnis der Wissenschaft schlagen, es bringt außerdem deutsche Ausdrücke, die häufig einer Erläuterung bedürfen, weil sie dem Denkfähigen fremd sind oder nicht eindeutig verständlich vorkommen.